Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 409. Sonntag den 14. August 1898. 92. Jahrgang.

Aus der Woche.

Ω Bismarck's Schatten verdunkelt noch immer alle politischen Ereignisse, deren es freilich in dieser Hochsommerzeit wenige und namentlich wenige wichtige giebt. Die Friedensunterhandlungen zwischen Amerika und Spanien nehmen die Aufmerksamkeit der Diplomatie und der an der endgiltigen Einstellung der Feindseligkeiten unmittelbar interessirten Geschäfts- und Finanzwelt, nicht aber die eines größeren Publicums ernstlich in Anspruch, und der wieder einmal geschlagene englische Alarm beunruhigt Niemanden — außerhalb Englands. Die Erinnerungen an Bismarck, die Versuche, seiner Größe gerecht zu werden, behaupten das Feld. Aber auch die entgegengesetzten Versuche mehren sich, und zwar gerade in Deutschland. Das war vorauszusehen, wie es auch nicht Wunder nehmen kann, daß sich die brimlichen Gegner des eisernen Kanzlers, die er bei seinen Lebzeiten gehabt, sich mehr und mehr hervorwagen und die Fürstenschmeichler ihr schlimmes Handwerk auf Kosten — vermeintlich auf Kosten — des Todten wieder beginnen zu dürfen glauben. Das Zeichen dazu hat der „Vorwärts" gegeben, indem er, wie wir berichtet, eine Geschichte erzählt, in der der „häufigen und langen Abwesenheit des Fürsten Bismarck von Berlin" in dessen letztem Amtsjahre eine Haupt- wenn nicht die entscheidende Rolle in in den Ereignissen von 1889/90 zugewiesen war. Freisinnige und andere Zeitungen greifen diese „Erklärung" begierig auf. Wissen sie doch, was dahinter steckt: nichts weniger als die Anschuldigung, Fürst Bismarck habe ohne zwingende sachliche Gründe und aus Bequemlichkeit einen Zustand geschaffen, den nicht herbeizuführen ein Gebot seiner Amtspflicht gewesen wäre. Die erwiesene Wahrheit ist einmal, daß der Fürst mit einem Monarchen, dessen Vertrauen er besaß, von Friedrichsruh aus ohne jede Störung der Staatsgeschäfte zusammen wirken konnte, sodann, daß ihn im letzten Winter seiner Kanzlerschaft der Kaiser zum Fernbleiben von Berlin ausdrücklich aufgefordert hatte, endlich, daß er vom Januar bis zum 18. März 1890 in der Hauptstadt weilte, ohne daß diese Anwesenheit der Erhaltung des bestehenden politischen Zustandes irgendwie zu Statten gekommen wäre. Eine ganz exquisite Nichtswürdigkeit ist es, den Verlauf so darzustellen, als ob das Bestehen der Cabinetsordre von 1852 mit ihren die Berathungsbedürfnisse seiner Ministercollegen einschränkenden Bestimmungen die Unleidlichkeit der „langen und häufigen Abwesenheit" verschärft hätte. Fürst Bismarck war, wenn ihn nicht schwere Krankheit niederzwang, immer für seine Pflicht zu haben. Er wurde nur im letzten Jahre weniger als früher gewünscht.

Wenn ein preußisches conservatives Blatt zwanzig Jahre nach der Declarantenzeit den Muth findet, an dem neben Wilhelm I. opferfreudigsten und hingebendsten Mann des Jahrhunderts einen Defect der Gewissenhaftigkeit als tragische Schuld zu entdecken, so ist es beinahe als Kleinigkeit zu erachten, wenn bayerische Ultramontane und süddeutsche Demokraten dem verstorbenen Staatsmanne jedes Verdienst an der Wirthschaftspolitik der letzten Jahrzehnte, dem Schutze der nationalen Arbeit, rundweg aberkennen. Bismarck, sagen sie, war nichts gleichgiltiger als die Sicherung von Landwirthschaft und Industrie gegen den neuen übermäßigen ausländischen Wettbewerb. Er wollte nur Geld für die Staatscasse haben, und da keine anderen Einnahmequellen zu erschließen waren, griff er zu Zöllen. Diese Geschichtsfälschung ist ungeheuerlich, aber in ihren Beweggründen wohl zu verstehen. Die bayerischen Klerikalen wissen, wie viel die Getreidezölle bei ihren Bauern, und den süddeutschen Demokraten ist es nicht unbekannt, wie viel die Industriezölle bei ihren Gewerbetreibenden zur Festigung des Einheitsgedankens und des Reiches beigetragen haben. Es erscheint aber eher empfehlenswerth, die Thatsache zu verschleiern, daß der Segen von Bismarck, also vom Reiche ausgegossen worden ist. Der „Frankf. Ztg." kommt es dabei nicht einmal auf ein Opfer des Intellectes an. Sie ist freihändlerisch, betheiligt sich aber an der bayerisch-klerikalen Geschichtsschreibung, die die Schutzzollpolitik als ein Verdienst hinstellt, an dem nur eben Bismarck keinen Antheil habe. Vielleicht schenkt Jemand diesen Wirthschaftshistorikern Abdrücke des Briefes Bismarck's an den bayerischen Frhrn. v. Thüngen und jener Rede, in der der erste Kanzler den Parteien sagt, sie würden bei künftigen Wahlen „dem Bruder Bauer die Hand drücken müssen". Daß man die Stimmen von Landwirthen durch die Zusage, an einer fiscalischen Action mitzuwirken, wieder gewinnen könne, diese Ansicht werden selbst die „Augsb. Postzeitung" und die „Frankfurter Ztg." dem großen Bauernkenner nicht zuschreiben wollen.

Die lippische Regierung ist in der bekannten Angelegenheit zu einer Veröffentlichung geschritten, deren Zweck nicht ersichtlich ist. Sie beweist nicht, was sie beweisen will, daß nämlich den Kindern des Graf-Regenten vertragswidrig gewisse Ehrenbezeigungen vorenthalten würden, und wenn sie das beweise, würde die Veröffentlichung dennoch nicht die Seite der Angelegenheit treffen, die dieser ein wohlwollendes Interesse in weitesten Kreisen zuwendet. Eines der Organe der Lippe-Schaumburger Linie spricht zwar von einer „lippischen Grußfrage", aber was der Erörterung der Sache zu Grunde liegt, ist nicht eine Gruß-, sondern eine Telegrammfrage, deren Kern bei den Verhältnissen eines jungen Bundesstaates ein sehr delicater ist. Es ist übrigens auch nicht richtig, daß man in der „Grußfrage" durchaus correct eine Entscheidung vermieden habe. Man hat vielmehr eine Entscheidung getroffen, indem man dem Regenten von Lippe plötzlich wahr, was ihm über ein Jahr lang concedirt worden war. Wollte man correct sein, so hätte man vom ersten Augenblick an das verweigern müssen, worauf die Militairconvention mit Lippe-Detmold keinen Anspruch gewähren soll. War aber diese ungehemmte Versäumniß einmal geschehen, so empfahl es sich nicht, eine Selbstcorrectur unter Umständen vorzunehmen, die überall Aufsehen und vieler Orten peinliches Aufsehen erregen mußten. Wenn, wie die „Köln. Ztg." findet, dem lippischen Falle schließlich wirklich nichts Anderes als „kleinstaatlicher Formelkram" zu Grunde liegt, so war kein genügender Grund für den Prätor vorhanden, sich um solches Minimum zu sorgen. Jedenfalls verfehlen Militairconventionen, die zu Zwecken der Landesvertheidigung abgeschlossen sind, ihren Beruf, wenn sie die Quelle von Mißhelligkeiten wie den mit Lippe werden.

Die im Abendblatt veröffentlichte, die Arbeiterverhältnisse in den Staatswerkstätten zu Spandau beleuchtende Zuschrift an die „Berl. Neuest. Nachr." ist in mehrfacher Hinsicht beachtenswerth. Die Schilderung läßt zwar die Annahme zu, daß ihr Urheber über das in neuester Zeit beobachtete Verhalten der Behörden nicht aus eigener Anschauung berichtet, und auch eine gewisse, mit den angeführten Thatsachen allerdings erklärte Gereiztheit scheint aus ihr zu sprechen. Aber da das Gesagte im Wesentlichen mit dem übereinstimmt, was man auch von anderer Seite gehört hat, und da der Verfasser, wie u. A. aus jenen Bemerkungen über die Accordarbeit hervorgeht, weder des Verständnisses für die Arbeiterinteressen noch der Sympathie für die Arbeiter ermangelt, so hat man es hier ohne Frage mit einem neuen werthvollen Zeugniß — für die Voraussicht des Fürsten Bismarck zu thun. Dieser machte Socialpolitik, im Jahre 1890 hat man begonnen, socialen Sport zu treiben, und wenn auch die realistische Auffassung wirthschaftlicher Dinge seitdem wieder Boden gewonnen hat, und Herr von Berlepsch nicht mehr Minister ist, so ist es doch sehr begreiflich, wenn jene Improvisationen noch fortwirken. Daß dabei sogar militairische Gepflogenheiten außer Acht gelassen, die Anordnungen hoher Officiere durch höhere, auf Appellation in einer die Autorität der Ersteren schädigenden Weise rückgängig gemacht werden, muß allerdings sehr befremden. Eine gewisse militairische Ordnung können auch große Privatbetriebe nicht entbehren, und es ist bedauerlich, daß ihnen Staatsbetriebe durch ihr Beispiel die Aufrechthaltung der industriell nothwendigen Disciplin erschweren. Daß man socialdemokratisch verhetzte Arbeiter nicht versöhnen kann durch Zugeständnisse, die nur um der Versöhnung willen gemacht werden, wissen die privaten Unternehmer längst. Aus jeder Concession wird von den Agitatoren mit gehässigen Hinweisen auf die bisherige Verweigerung eine neue Waffe gegen den Unternehmer geschmiedet und ihr durch die Aufreizung zu neuen Forderungen der Charakter des Befriedigenden genommen.

Jede neue Maßregel zu Gunsten der Arbeiter kann und soll, wenn sie möglich ist, getroffen werden, eben weil sie möglich und human ist. Aber nur in dem Geist der Pflicht, der die große Arbeiterversicherung gestaltet; was in der Hoffnung, politisch zu gewinnen, unternommen wird, dient erfahrungsgemäß dem gegentheiligen Zweck. In Spandau, wie auch in anderen Orten mit Staatsbetrieben, war der socialdemokratische Stimmenzuwachs bei der letzten Wahl ein sehr bedeutender. Uebrigens stellt auch der „Hannov. Cour." fest, daß ihm ähnliche Beschwerden aus Spandau, wie die, denen das Berliner Blatt Ausdruck gegeben, zugegangen sind. Diese gipfeln darin, daß der proclamirte Kampf gegen die socialdemokratische Agitation durch verschiedentliche Einzelmaßregeln, die von hoher Stelle ausgehen, gerade in den Spandauer Königlichen Fabriken erschwert und lahmgelegt wird. Der „Hannov. Courier" bemerkt dazu:

„Der nothwendige Zusammenschluß und die Initiative der bürgerlichen Elemente wird begreiflicherweise durch solche Vorkommnisse wie die aus Spanden berichteten nicht gefördert. Denn es wird immer wieder von Neuem die Ueberzeugung Platz greifen, daß man an den jeweiligen Regierungsstellen zu einem übereinstimmenden und zielbewußten Curs in der Bekämpfung der socialdemokratischen Agitation noch immer nicht gekommen ist."

Das ist sehr zutreffend gesagt, und dieser Ueberzeugung wolle man auch die so bitter getadelte Thatsache zuschreiben, daß das deutsche Volk wiederholt ergangenen Aufforderungen, die polizeiliche Repression gegen die Socialdemokratie zu verstärken, nachzukommen zögert.

Der dieser Tage mitgetheilte Wahlaufruf des Bundes der Landwirthe in der Provinz Hannover gefällt dem Bundesorgan so wenig, daß es die größere Hälfte seinen Lesern vorenthält. Das macht, wie der Aufruf einräumt, daß die Reichstagswahlen den Bund enttäuscht haben, und zwar gerade in der von Herrn Dr. Hahn beackerten Provinz. Die „Deutsche Tagesztg." aber liebt es, von großartigen Erfolgen des Bundes, 2 Millionen Stimmen u. s. w. zu reden. Auch die Aufforderung, „fromm und möglichst still" für den Bund zu arbeiten, unterschlägt das Blatt als ein Zugeständniß, daß die Verheißungen und Vorspiegelungen der Bundesagitatoren das Licht der Oeffentlichkeit nicht mehr vertragen. Ihr Temperament ist es nicht, was den Hahn und Genossen das Lärmen verleidet.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 13. August. Ueber das Schicksal des Briefes, den Graf Mirbach an die „Dtsch. Tagesztg." sandte, damit diese ihn abdrucke und sodann dem Ausschusse des Bundes der Landwirthe übermittele, giebt ein Schreiben Auskunft, das der Chefredacteur der „Dtsch. Tagesztg." unter dem 9. d. M. an den Grafen Mirbach richtete und das also lautet:

„Erst heute sind wir durch eine bedauerliche Verkettung der Umstände in den Besitz Ihres geehrten Schreibens vom 5. August gelangt. Das Schreiben kam am Nachmittag des 6. August hier an. Da der Herr, der zur Vollziehung der Postquittung berechtigt ist, verreist war, mußte ihm diese Quittung zur Vollziehung der Unterschrift nachgesandt werden. Das geschah am 6. August, und die vollzogene Quittung kam heute am 9. August in unsere Hände so daß wir erst heute Ihre geehrte Zuschrift auszuhändigt erhalten haben. Die bedauerlichen Folgen dieser Verzögerung hätten vermieden werden können, wenn das Schreiben direct und unmittelbar dem „Bunde der Landwirthe" übermittelt worden wäre. Wir verhehlen nicht, unser Bedauern über die durch uns nicht verschuldete Verzögerung der Angelegenheit auszusprechen und zeichnen . . . ."

Die „bedauerlichen Folgen dieser Verzögerung" sind bekanntlich gewesen, daß der Bundesausschuß beschloß, den Antrag des Grafen Mirbach, die Wahl des ersten Bundesvorsitzenden bis zum Spätherbste auszusetzen, „als nicht vorliegend" zu erachten und daß sodann der Freiherr v. Wangenheim zum Leiter des Bundes berufen wurde. Kühl und gemessen erwidert deshalb Graf Mirbach in der „Kreuzztg.":

„Was den Satz anlangt, die Verzögerung hätte vermieden werden können, wenn das Schreiben direct dem Bunde der Landwirthe zugegangen wäre, so darf ich dazu bemerken, daß ich den Antrag mit derselben Post an die „Dtsch. Tagesztg." und an die „Kreuzztg." sendete unter Hinzufügung der Bitte an beide Zeitungen um sofortigen Abdruck. Der „Dtsch. Tagesztg." gegenüber war diese Rücksicht unbedingt geboten, weil mein Antrag und seine Begründung deren Leser in erster Reihe anging. Hätte ich den Wunsch des Abdrucks nicht gehabt, so wäre die Zusendung selbstredend direct an das Bureau des Bundes der Landwirthe erfolgt und nicht erst die Zustellung dahin seitens der Redaction der „Dtsch. Tagesztg." erbeten worden. Obwohl mir verständigerweise Niemand die Form- und Taktlosigkeit zutrauen konnte, ich hätte lediglich durch einige in die Versammlung des Ausschusses gesendete Zeitungsexemplare einen Antrag begründen wollen, so lege ich doch schon wegen der Schlußfolgerungen gegnerischer Blätter Werth darauf, den Thatbestand genau festzustellen."

Die „Deutsche Tagesztg." wird nicht zu schwer an diesem „bedauerlichen" Zufall tragen.

* **Berlin**, 13. August. Die Handelskammer zu Hanau hat kürzlich beim Staatssecretair des Reichspostamts angeregt, zwischen der Verwaltung und den Verkehrsinteressenten auf gesetzlichem Wege dauernde und regelmäßig zu pflegende Beziehungen zum Zwecke gemeinsamer Erwägung wichtiger Postverkehrsangelegenheiten herbeizuführen. Die Kammer hat sich die Einrichtung ungefähr so vorgestellt, wie sie auf dem Gebiete der Eisenbahnverwaltung in Form der Eisenbahnräthe getroffen worden ist. Sie wünscht, daß zu den Postconferenzen, die in Preußen für jede Provinz oder im Allgemeinen auch für jeden Oberpostdirectionsbezirk eingerichtet werden könnten, Vertreter des Handelsstandes, der Industrie und der Landwirthschaft hinzugezogen werden, vielleicht auch Vertreter der Behörden derjenigen Orte, in denen sich Postämter erster Classe befinden. Den Postconferenzen oder dem „Postbeirath" würde die Eigenschaft einer berathenden Körperschaft beizulegen sein, deren Mitglieder berechtigt sein würden, bei den Oberpostdirectionen Anträge über allgemeine oder Bezirksangelegenheiten des Post-, Telegraphen- und Fernsprechwesens zu stellen und ihre Auskunft einzuholen. In jedem Jahre müßte der Postbeirath wenigstens einmal berufen werden. Die Hanauer Kammer ersucht schließlich den Staatssecretair, beim Bundesrathe zu beantragen, daß dem Reichstage ein ihren Vorschlägen entsprechendes Gesetz unterbreitet werde. Sie hat die deutschen Handelskammern und kaufmännischen Corporationen aufgefordert, ihren Antrag zu unterstützen. Bis jetzt haben, soweit bekannt geworden, die Handelskammern sich noch nicht damit beschäftigt; nur die Handels- und Gewerbekammer zu Zittau hat ihn in ihrer letzten Sitzung berathen und ist zu dem Beschlusse gelangt, ihm nicht beizutreten, weil sie der Ansicht ist, daß ein Bedürfniß zur Aufstellung eines derartigen Apparates nicht vorhanden sei, da nicht, wie bei den Eisenbahnbeiräthen, umfangreiches und beständig wechselndes Material (Tarife, Fahrpläne) vorhanden sei, die Interessenten ferner in der Lage seien, ihre Wünsche

Feuilleton.

Zum Gedächtniß eines Heimgegangenen.

Nachdruck verboten.

Zehn Jahre sind verflossen, seit man Friedrich Hofmann zu Grabe trug; zehn Mal hat der Sommer seine Blumenfülle über das Dichtergrab geschüttet. Er ruht im Herzen der Thüringer Heimathberge, die er über Alles liebte, denen sein erstes und sein letztes Lied erklungen.

„In ihm konnte man die Menschheit lieben lernen", so hatte ein großer Künstler dem Heimgegangenen nachgerufen, wahrlich ein schönes, ehrendes Wort! So reich an Güte, an Herzensreinheit, so voll tiefen Empfindens ist selten ein Mensch gewesen, wie unser Leipziger Mitbürger, von Allen geliebt und verehrt, die ihm nahe kamen. Es ging jener eigenartige Reiz von ihm aus, wie er von jeder großen Persönlichkeit ausgeht; es athmet sich gut in solcher Atmosphäre von Reinheit und unendlicher Menschenliebe.

Unvergeßlich hat sich Jedem, der ihn kennen lernte, das Aeußere des Dichters eingeprägt: das von weißen Locken umrahmte Gesicht, der volle, weiße Bart, die Hand, die so herzlichen Händedruck gab, die leuchtenden, blauen Augen, die voll bezaubernder Güte und Liebenswürdigkeit für Jeden waren. Sein großes, mitfühlendes Herz gehörte der leidenden, ringenden Menschheit, seine zärtliche Liebe Weib und Kindern.

Am 18. April 1888 feierte Friedrich Hofmann seinen 75. Geburtstag in bewundernswerther Frische des Geistes und des Körpers. Lange Jahre des Kampfes, der Sorge und Arbeit, aber auch wahrer, herzerhebender Freude lagen hinter ihm. Mehr als ein Vierteljahrhundert war er ständiger Mitarbeiter und späterer Chefredacteur der „Gartenlaube" gewesen. In innigem Zusammenhang mit diesem Weltblatte schaffte und schrieb er für die geistigen Interessen des nach Millionen zählenden Leserkreises. Sein glänzender Stil, markig, geistvoll, war — so sagte V. Blüthgen gelegentlich — wie duftender, kräftiger Moselwein. Unser Dichter aber wirkte nicht nur nach dieser Seite hin, er wußte mit seinem feinfühlenden Herzen auch Die zu finden, die im Schatten des Lebens wandeln, die heimliche Thränen weinten, heimlichen Kummer litten. Alle diese Thränen zu trocknen, diese trüben Augen lächeln zu machen, war ihm, dem edlen Menschenfreund, Herzensbedürfniß. Und er konnte es, stand ihm doch der weite Leserkreis und dessen Mittel zur Verfügung. Er verstand es, für Fremde Freude zu bitten, wie selten Einer; wo er anklopfte, fremde Thränen trocknen zu helfen, ward ihm mit vollen Händen gegeben. Seinem Herzen am nächsten stand die deutsche Kinderwelt, die darbende, hungernde. Friedrich Hofmann war es, der 25 Jahre lang alljährlich den „Weihnachtsbaum" herausgab, eine Sammlung von Gedichten. Der Ertrag dieses Buches ergab eine Weihnachtsfreude für Hunderte von armen Kindern. Er war es, der nach dem Kriegsjahr 1871 für die Waisen der im Kriege Gefallenen sammelte, vor Allem der des neugewonnenen Elsaß-Lothringen, so daß auch diesen Kindern der Christbaum leuchtete. Friedrich Hofmann war es, der in unserer Stadt die erste Anregung gab, eine „Christbescheerung für die Kinder würdiger Armen" zu veranstalten. Mit Wort und Feder trat er für diese Idee ein. Sie verwirklichte sich, und noch jetzt findet alljährlich diese Feier statt, welcher der Dichter bei Lebzeiten so gern beiwohnte. Nie war er glücklicher, als wenn er Andere glücklich gemacht hatte.

Am 14. August 1888, in der ersten Morgenstunde, starb Friedrich Hofmann in Ilmenau, umgeben von den Seinen. Sanft, leutlos und schmerzlos schlief er hinüber, im Tod ein Bild göttlichen Friedens.

Am Nachmittag des 17. August trugen ihn Bürger der Stadt Ilmenau zu Grabe, hinauf zu dem Friedhof, auf dem auch Corona Schröter ruht. Von den Kirchen klangen die Glocken; die Läden der Straßen, durch welche sich der lange Trauerzug bewegte, waren geschlossen. Unter den dumpfen, ergreifenden Klängen des Beethoven'schen Trauermarsches trug man den edlen Menschenfreund zu Grabe. Zahllos waren die Blumenspenden, die aus nah und fern kamen, das Dichtergrab zu schmücken, sie konnten nicht Platz auf dem Hügel finden und durchduften die kleine Friedhofskirche. Dem Sarg voraus trug man den Riesenkranz mit weißer Schärpe, auf der in goldenen Lettern stand: Ihrem Friedrich Hofmann — die Gartenlaube.

Am Sterbehaus des Dichters ist eine Gedenktafel angebracht, und auf dem Weg nach dem Gabelbach liegt rechter Hand, gegenüber einen Teich, von Wald und Wiesen bekränzt, das „Friedrich-Hofmann-Denkmal". An grauem Felsgestein eine Nische, zu beiden Seiten schlanke Säulen, von zierlichem Dach gekrönt. In dieser Nische steht die lebensgroße Büste des Dichters aus Bronze, modellirt vom Bildhauer G. Weise in Ilmenau. Auf schwarzem Stein steht in goldenen Lettern der Name des Dichters. Zu Seiten des Denkmals stehen zwei Linden, von deren Blättern die Kinder des heimgegangenen Dichters ihrem geliebten Todten einen Strauß in die Hände legten.

Das Märchenbuch Hofmann's, „Der Kinder Wundergarten", das zahlreiche Auflagen erlebte, ist geschmückt mit dem Bildniß des Verfassers, und ein anderer Dichter, dem heimgegangenen lieb und befreundet, hat dem Buch ein Geleitwort mitgegeben. Die schönen Zeilen Victor Blüthgen's charakterisiren Friedrich Hofmann und seine Stellung zur deutschen Kinderwelt. Sie lauten:

„Er schied, der treueste Freund der Kinder,
Der einst dies Büchlein gab heraus,
Trin er, ein lieber, langer Binder,
Auch Märchenblumen band zum Strauß.
Von dem er zärtlich Euch geschrieben,
Der gute Geist kam still geschwebt:
„Komm", sprach er, „laß Dein Sorgen, Lieben —
Ich weiß, Du hast Dich müd gelebt."

„Ein Thüringer, aus Coburgs Veste,
Mit Kopf und Herz auf rechtem Fleck,
Ein Vogel aus bescheidnem Neste —
So strebt' er aufwärts, frisch und keck.
Zum Wissen drang er durch Entbehren,
Als Flügel rührt' er wackren Fleiß
Und schmückte seinen Weg mit Ehren,
Sein Grab mit grünem Lorbeerreis.

Doch lieber war, als solche Güter,
Der Dank ihm, der sein Herz errang.
Von hell'ger Menschenliebe glüht' er;
Wo Leid und Noth die Geißel schwang:

Da scheid er mit des Mitleids Dringen
Beweglich in die Welt hinaus.
So oft! — und reichliches Gelingen
Trug Jubel in wie manches Haus!

Dann leuchtete sein Aug' vor Glücke,
Daß Brüderliche doch kein Wahn,
Und wärmer ging in jedem Stücke
Ihr Menschen-Thun und Wesen an
Dann sang er voller seine Lieder,
Dem Volke, schalkhaft fröhlich bald,
Bald rührend innig — schlicht und bieder,
Wie Vogelsang im heim'schen Wald

Am nächsten aber seinem Herzen
War je und immer eins geblieb:
Mit ihren Freuden, ihren Schmerzen,
Die große, deutsche Kinderwelt.
Er schuf ihr Bücher — Waisen, Armen
Sucht' er zu Hundert Brod und Raum
Und Angezählten voll Erbarmen
Den schwer entbehrten Weihnachtsbaum.

Er war nicht reich — bei fremden Pforten
Bat er im Lande — weit und breit,
Und klopfte hier und klopfte dorten,
Ein Bettler der Barmherzigkeit.
Ihm war der Mojestab beschieden,
Das rechte Wort, das Stein' erweicht,
So trieb er's, ohne zu ermüden,
Bis sich sein Haar zu Schnee gebleicht.

Vergeßt ihn nicht! Zu seinem Bilde
Führ' Euch noch oft der gute Geist'
Wie er, so fröhlich, klug und milde,
Sorgt, daß Ihr selber Euch erweist!
Wer Liebe giebt, dem wird gegeben,
Bis über's Grab reift seine Saat —
Folgt ihm! Euch lohnt ein ganzes Leben,
Und Enkel segnen Eure That."

—s—

SLUB
Wir führen Wissen.